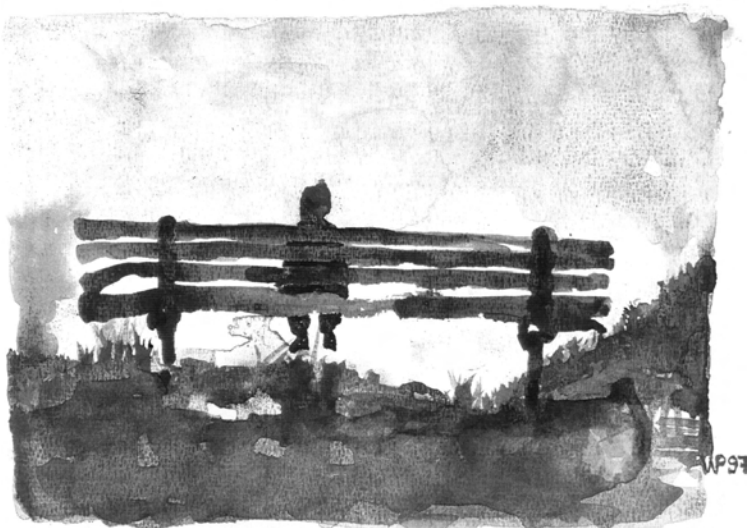




## Etwas kommt ans Licht!

von Edeltraud Haupt

Anfang März erschien das letzte Heft des *Zaunkönig* und beschäftigte sich in seinem Leitartikel mit der Frage der Gottesbeweise; zur gleichen Zeit fand in Wien ein Evolutions-Symposium statt, auf dem Kardinal Christoph Schönborn betonte, dass es „eine sinnvolle und vernünftige Sichtweise“ sei, „auf einen Schöpfer zu schließen“. Das Thema ist also, entgegen der in unseren Medien verbreiteten Meinung, höchst aktuell.



Wolfgang Pöschl: *Hoffnung*, Aquarell 1997

Vorweg eine Überlegung zur Semantik des Satzes „Gott ist tot“ (Friedrich Nietzsche): Ist dieser Satz als Feststellung oder als Aufforderung, den Glauben an Gott zu töten, gemeint? Der *Zaunkönig*-Artikel liefert dazu den Hinweis: „Nietzsche beklagte damit die geistige Situation der Gesellschaft“, während seine Apologeten – Naturwissenschaftler und Philosophen – davon ein Recht ableiten, andere von ihrem Glauben an Gott abzubringen.

Manchmal habe ich den Eindruck, die Frage nach der Erkennbarkeit der Existenz eines Schöpfers und der daraus abgeleiteten Gottesbeweise sei ein „Kampf bis aufs Messer“ zwischen Naturwissenschaftlern, Philosophen und Theologen, wobei immer neu auftauchende Forschungsergebnisse (z. B. Forschung und Liberalisierung der Forschung an embryonalen

Stammzellen) neuen Kampfstoff (dieses Mal für die Moralthologie) liefern. Die Naturwissenschaftler berufen sich auf die „Wertfreiheit“ ihrer wissenschaftlichen Forschung, doch erscheint mir dies gerade in der Biomedizin fragwürdig.

Was die Heftigkeit der Diskussion zwischen Naturwissenschaftlern, Philosophen und Theologen angeht, so hat die in der Geschichte bezeugte Vorgangsweise des kirchlichen Lehramts dazu wohl nicht unwesentlich beigetragen.

Zur Frage der Erkennbarkeit Gottes (und damit des Schöpfers der Welt) und deren Ablehnung sei darauf verwiesen, dass sich die Lehräußerungen zum christlichen Glauben stets auch auf die griechische Philosophie stützten, vor allem von Platon und Aristoteles und ihre Sicht der Ontologie, die Gesamtheit des Seienden strebe bestimmten Zielen (Telos) zu. Daraus leitete Thomas von Aquin letztlich seine fünf Gottesbeweise her. Der Begriff des Beweises hat in der Neuzeit jedoch einen grundlegenden Wandel erfahren, was zu ständigen Auseinandersetzungen zwischen Naturwissenschaft und Theologie führte.

In der Tradition der kirchlichen Glaubenslehre wird großer Wert auf die Vernunftgemäßheit des Gottesglaubens gelegt – dazu Paulus, Römer 1,20: „Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit“. Auch Thomas von Aquin betont den Wert menschlicher Vernunft für die Gotteserkenntnis bzw. für den Glauben an einen Schöpfer, er postuliert „fides quaerens intellectum“, d. h., der Glaube suche nach einem vernünftigen Argument, wobei Thomas von Aquin der Offenbarung den ersten Platz im Erkenntnisprozess einräumt.<sup>1</sup>

Manchmal ist man bei all diesen Auseinandersetzungen der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen versucht auszurufen: „Schuster bleib bei deinem Leisten!“ Kardinal Schönborn



stellte in seiner Rede im Rahmen des Symposiums mit dem Titel *Schöpfung und Evolution* fest<sup>2</sup>:

„Sollen wir einfach beide Sichten nebeneinander stehen lassen? Sollen wir vielleicht dem Vorschlag von Stephan Gould folgen, das von ihm sogenannte NOMA-Prinzip einhalten, das heißt den Schöpfungsglauben und die Evolutionstheorie als *Non-Overlapping-Magisteria* nebeneinander stehen lassen, als zwei einander nicht berührende Denkwelten? Ginge das, dann gäbe es nicht die heftigen, leidenschaftlichen, oft bitteren Debatten, die seit nun 200 Jahren immer noch die Geister und Gemüter bewegen.“

Ich möchte nun die Debatte über die Erkennbarkeit Gottes aus der Schöpfung (neben der Vernunft) von einem anderen Standpunkt aus angehen.

Michael Schlick meint in seinem Buch *Umweltethik*<sup>3</sup> dazu Folgendes: „Wesentliche Bestimmung der Kreaturen wie der Welt als Ganzes ist es nach Aussagen der biblischen Schöpfungstexte, die Herrlichkeit Gottes widerzuspiegeln.“ (Dies lehrt auch die katholische Dogmatik, vgl. z. B. *Katholischer Erwachsenenkatechismus*, 1995, S. 99).

Aus dem Phänomen der Schönheit der Welt, ja des ganzen Kosmos, ergibt sich die Frage: Wozu diese Inszenierung des Schönen, welchem Zweck dient sie? Es gibt doch keinen „Zweck des Schönen“, Schönheit ist grundsätzlich zweckfrei. Dennoch: Bei der Meditation von Psalm 104 (Loblied auf den Schöpfer) stoßen wir unentwegt auf die Schilderung und Aufzählung der Schönheit und Großartigkeit der Werke Gottes.

Sollten wir nicht im Betrachten der Schönheit der Natur (der Schöpfung) zumindest die Frage nach dem (Ur-)Grund der Schönheit zulassen – rührt diese Frage nicht mehr an das Innere des heutigen Menschen?

Die griechische Philosophie benennt in ihrer Diktion die Wahrheit „ἀλήθεια“ (aletheia), was frei übersetzt bedeutet: „etwas kommt ans Licht“.

Seit Beginn der Menschheit bemüht sich der Mensch um diese Wahrheit dessen, „was hinter allem steht“. Am Anfang ging es ihm um die Verehrung des Numinosen, zuletzt um die Etablierung der Hochreligionen bzw. der monotheistischen Religionen.

Gipfelt diese Entwicklung, die manche sogar als „Fortschritt“ des Religiösen sehen, im 21. Jahrhundert in der Anerkennung des wissenschaftlichen Atheismus? Die Abschaffung Gottes, die zahlreiche Ausleger von Friedrich Nietzsche und Charles Darwin fordern, endet nach Ansicht vieler Philosophen und Theologen in der Abschaffung des Menschen (worauf im *Zaunkönig*-Beitrag über „Gottes Wille“ zu Recht hingewiesen wurde) – keine tröstliche Perspektive!

*Edeltraud Haupt war katholische Religionslehrerin und ist dabei, ihr Theologiestudium an der Universität Wien abzuschließen.*

1 Für unsere Zeitgenossen sei kurz festgestellt: Der Glaube an Gott ist vernünftig, die Existenz Gottes stringent nicht beweisbar.

2 zitiert in *Die Furche*, 12.3.2009.

3 Michael Schlick: *Umweltethik. Philosophisch-ethische Reflexionen – theologische Grundlagen – Kriterien*. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schönigh 1992, S. 245.

Gerhard Leitgeb:

Ich habe vor Kummer  
den Ausgang vergessen,  
den Weg, der mich hinbringt  
zum Tor.

Zu lang bin ich einsam  
im Dunkeln gesessen,  
das Lied von der Trauer  
im Ohr.

Nun irr ich verzweifelt  
durch nachtschwarze Gärten  
im Mantel  
der Melancholie

und bitte den Wind  
mir beim Suchen zu helfen,  
sonst find ich die Straße  
zum Ausgang wohl nie.

(aus: Lyrikheft Nr. 57 des Verbands  
katholischer Schriftsteller Österreichs)